



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Sohn des Freimaurers

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Fortsetzung)

Accipe, frater. viaticum Domini nostri Jesu Christi — Empfange, mein Bruder, die Wegzehrung unseres Herrn Jesu Christi ...“ zitterte es durch die Urwaldstille. Schauer gingen durch die Wipfel der Urwaldriesen. Die Stimmen der Wildnis schwiegen. Es war, als stiegen weinende Engel herab in die Tropennacht und sammelten dieses Befenmerblut in goldene Schalen und trügen es betend zum Throne Gottes.

Mit Gewalt dämpfte Pater Werner seinen Schmerz, um dem Mitbruder die Tröstungen der Kirche bis zum letzten zu geben.

Als das letzte Wort der Generalabsolution verklungen war, öffnete der Sterbende noch einmal die Augen. Es war, als wolle er sprechen. Pater Werner legte sein Ohr an seinen Mund und lauschte angestrengt.

„Ich — sterbe — für die beiden,“ hauchte er.

Dann schloß er die Augen. Der Atem wurde leiser und leiser und erstarb bald ganz ...

Ein Schmerz packte den Missionar, als er den Bruder entseelt vor sich liegen sah, daß sich für einen Augenblick seine Sinne verwirren wollten. Es konnte doch nicht sein, er durfte nicht tot sein, der treue Gefährte und Freund. Sollten so jäh all die schönen Hoffnungen zerstört sein?

Hestig zog er den toten Mitbruder in seine Arme, als könnten seine Liebe und sein Schmerz ihm neues Leben einhauchen.

Er vermochte dem grausamen Weh, das ihm Körper und Seele durchwühlte, nicht mehr zu gebieten. Seine Tränen mischten sich mit dem Blute des Bruders. Tureba lag in unbeherrschtem Schmerze am Boden und schluchzte laut.

Und doch erfuhr der schwergetroffene Missionar auch in dieser Stunde wieder, daß der Herr, wenn er den Ölbergtsch zu trinken gibt, auch den Engel mit dem Kelch der Stärkung sendet. Wie ein sanftes Licht, das die Leiddunkelheit seines Herzens erhellt, fiel der Gedanke in seine Seele, daß der nun verklärte Bruder im glorreichen Märtyrerkleide mit der Palme in der Hand auf ihn und seinen Schmerz herabsähe:

„Sei getrost, ich bin nicht umsonst gestorben!“

Da begann er ruhiger zu werden. Ein heiliger Stolz kam über ihn. Lag es nicht so im Plane der ewig anbetungswürdigen Vorsehung? Vielleicht war das Opfer des Mitbruders notwendig gewesen, damit aus seinem Blute neuer Samen

aufging für diesen neugepflanzten Weinberg.

„Gott, laß die Seelen der Feinde den Preis für dieses kostbare Leben sein. Und wenn du willst, so bin auch ich bereit.“

Dann sprach er noch ein „Requiem“ und winkte Tureba heran, damit er ihm helfe, den Entseelten zur Station zu tragen.

Pater Werner mußte an einen andern traurigen Zug denken, da auch tiefbetäubte Menschen einen Toten zu Grabe trugen, der für seine Feinde gestorben war. Sein Tod war vielen zum Leben geworden.

Schweigend zogen sie durch die Nacht der Mission zu. Dort legten sie den Toten auf sein Bett, wuschen ihn und trugen ihn hinüber zum Kirchlein. Dort im roten Scheine des Ewigen Lichtes bahnten sie ihn auf. Hier hatte der Heimgegangene so manche Stunde bei Tag und Nacht in Anbetung verbracht. Hier hatte er an jedem Morgen das Missionsglöcklein hinausgeläutet in die Heidenacht und bei jedem heiligen Opfer ministriert. Hier war seiner Seele Heimat gewesen im Leben, hier sollte er auch im Tode ruhen.

Tureba ging, ohne noch ein Wort zu sagen, fort, die Trauerkunde in die Hütten seines Stammes zu bringen. Er konnte die heilige Stille im Kirchlein nicht ertragen. In seinem Innern kochte fürchterlich der Haß. Und die Geister der Rache planten blutige Vergeltungspläne.

Der Pater ahnte, was in dem Neuchristen vorging, kannte er doch zu gut die grausamen Gesetze der Blutrache, denen auch die Getauften meist heimlich noch huldigten. Er wußte auch, daß ein Racheakt gegen die beiden mächtigen Verschwörer, wie viele andere vorher, Tureba und seine Familie verderben müßte und auch das Missionswerk nur in neue Gefahr bringen würde. Wehe denen, die diese beiden Tiger reizten!

Er ging ihm nach und legte beruhigend die Hand auf seine Schulter.

„Tureba, nicht böse sein, auch den beiden nicht. Unser Bruder ist droben im schönen Himmel. Er hat es besser als du und ich.“

Der Neuchrist schüttelte seine Hand ab, was er noch nie getan, und knirschte in verhaltener Wut: „Tureba kann nicht folgen. Noch in dieser Nacht soll das Messer ins Herz der beiden Teufel!“

„Tureba, du bist ein Christ. Hast du vergessen, was wir, auch unser toter Bruder, euch gelehrt haben? Wie heißt es doch? Du konntest es so gut auswendig.“

Der andere aber wollte nichts hören.

„Nun, mein Sohn, so will ich es dir sagen: Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen und betet für die, . . .“

„Halt ein, weißer Vater, das ist ganz unmöglich, was du da sagst. Das wird Sureba nie tun. Diese Scheusale lieben? Wir wollten sie in die Hölle schicken, weil sie den guten weißen Bruder getötet haben. Keiner hat uns liebgehabt, — bis du, Vater, und der gute Bruder zu uns gekommen seid. — Nun haben sie ihn totemgemacht. Deshalb sollen sie sterben. Sonst werden sie auch dich töten, Vater. Und dann sind wir wieder arm.“

In wilder Hast stieß er es heraus, der rote Christ mit dem treuen, aber noch heidnisch hassenden Herzen.

Dann wollte er fort. Pater Werner aber hielt ihn. Er sah ein, daß es in dieser ersten Stunde zwecklos sei, den Mann zu beruhigen. Er mußte Zeit gewinnen. „Versprich mir, Sureba, daß du jetzt heimgehst zu deiner Hütte. In dieser Nacht darfst du nichts unternehmen. Du würdest die beiden auch gar nicht finden, da sie sich sicher gut versteckt haben.“

Das letzte leuchtete dem Manne ein. Aber mit einem Ton von erwachendem Mißtrauen sprach er schein: „Hast du den weißen Bruder nicht liebgehabt, daß du seine Mörder schützen willst?“

„Sureba, kennst du deinen Vater so wenig?“ entgegnete der Missionar traurig. „Sei nicht böse, aber ich kann es nicht begreifen, daß du die beiden Ungeheuer nicht hassenst.“

„Ich tue nur, was unser Heiland am Kreuze getan hat. Weißt du's noch, Sureba, was er betete? Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

„Sureba schien ergriffen. „Das ist zu schwer. Du bist ein heiliger Mann. Und Sureba ist nur ein armer roter Christ.“

Da ließ er ihn gehen. Dann schickte er sich an, die Totenwache bei dem entschlafenen Bruder zu halten. Es war ihm unmöglich, sich von ihm zu trennen. Zu schlafen hätte er doch nicht vermocht.

Lange kniete er vor dem verborgenen Gott im armen Tabernakel und hielt Zwiesprache mit ihm, der auch einst am Grabe eines Freundes weinte.

Das unsägliche Gefühl der Vereinsamung, des Alleinseins mit einem Toten in der trostlosen Urwaldnacht, das gewaltige Heimweh nach irgendeinem teilnehmenden Menschen der eigenen Rasse, das ihn umklammern wollte, wich langsam einer ergebungsvollen Ruhe.

Eine tödliche Abspannung aber machte sich bald als Folge des furchtbaren Erlebens geltend. Er stand auf und setzte sich auf einem niederen Holzschemel neben der Bahre des Freundes nieder.

Das matte Licht der Laterne beleuchtete das weiße Gesicht des Entschlafenen, das, nun es vom Blute gereinigt war, mit friedlichem Ausdruck vor ihm lag.

Lange betrachtete er die Züge des Mitbruders. Das war noch dieselbe hohe, edle Stirn des stolzstrebenden Nobizen, die so manchen kühnen Geistesflug genommen, hinter der so mancher Kampf ausgekämpft und ein so herrlicher Sieg errungen war.

Nun wußte sie nur mehr von der abgekürzten Ruhe derer, die überwunden haben.

Diese Nacht, die Pater Werner den herbsten Schmerz seines Lebens brachte, gab ihm ein neues, tiefes Erkennen von der wunderbaren Größe seines Berufes.

Schier unerfesslich schien ihm der Verlust, viel größer als vor zwei Jahren der der Eltern. Das war ein Schmerz, den er lange, bevor er Wirklichkeit wurde, vorausgesehen und überwunden hatte. Diese Bande, die heilige, gottähnliche Liebe, gemeinsames Streben nach demselben höchsten Ideal um ihre Seele geschlungen, waren stärker. Das empfand er nun, da sie gewaltsam zerrissen waren.

— — —
Traurig klagte das Missionsglöcklein durch die Morgenstille. In jede Hütte trug es die Trauerkunde: „Der weiße Bruder ist nicht mehr!“

Jene, die den beiden Löwen noch untertan waren — es waren einige Wohlhabende, waren froh, daß das verhasste Bleigesicht tot war, aber sie hielten sich feige in ihren Hütten, da sie eine Revolution unter ihren Stammesgenossen befürchteten.

Das Schauspiel, das Pater Werner an diesem Tage erlebte, erinnerte ihn an den Kindermord zu Bethlehem. „Eine Stimme ward gehört zu Rama, viel Weinen und Wehklagen —“

Zur Messe waren nur Frauen erschienen. Wehklagend, mit verhüllten Häuptern kamen sie heran, warfen sich neben der Bahre des toten Missionars auf den Boden und verharrten während der heiligen Messe in dieser Stellung. Zum Ende der heiligen Handlung zogen sie, ohne den Blick zu erheben, unter gleicher lauter Klage auch wieder ab.

Pater Werner rührte diese Trauer. Er mußte an die weinenden Frauen Jerusalems denken.

Raum aber waren die Weiber außer Sehweite, als aus der Ferne ein ohrenbetäubendes, langgezogenes Geheul zu ihm drang. Was war das? Waren es Freunde? Oder kamen Mutaruts und Karullus Anhänger, um auf der Mission ganze Sache zu machen? War ihnen das Opfer dieser Nacht nicht genug?

Merkwürdig, er kannte keine Angst. Das Sterben lernt ein Apostel an jedem Tage von neuem.

Das Geheul kam näher und näher. Pater Werner schloß seine Wohnung ab und ging zum Kirchlein. Zu den Füßen des Tabernakels wollte er sterben, wenn es so in der Zulassung der Vorsehung lag. Zu so mancher Stunde der Begeisterung hatte er von der Märtyrerpalme geträumt. Dann sah er die Märtyrerkrone von Licht und Glanz umleuchtet. Wie so ganz anders war die Wirklichkeit! Die Liebe aber war noch die gleiche.

Pater Werner wunderte sich selbst über seine Ruhe. Er befahl Gott seine Seele. Dann schloß er das heilige Belt auf, — der eucharistische Gott sollte nicht in Feindeshände fallen. Sobald er sie als solche erkennen würde, wollte er sich selbst die Wegzehrung geben.

Markdurchdringender wurde das Geschrei. Waffen, Streitärzte hörte er gegeneinanderprallen. Wut- und Kampfrufe ertönten furchtbar durch die Stille. Sogar Kinderstimmen hörte er zwischen den wilden Männern. Und diese gaben ihm die Gewißheit, daß es Freunde waren.

„Fluch dem Karullu! — Die Hölle dem Mutarut! Das Messer den beiden Teufeln! — Sie haben den weißen Mann getötet. Wehe, Wehe!“ hörte er sie wild durcheinanderschreien.

Langsam stand er auf und sah sich um. In der Lüre des Kirchleins stand im vollen Kriegsschmuck — Tureba, schweigend und scheu.

Pater Werner ging auf ihn zu und sprach mit leisem Vorwurf: „Tureba, du? Was soll der Aufzug?“

Schuldbewußt senkte der Rote das federgekrönte Haupt.

„Haben wir dich erschreckt, weißer Bruder? Du hast dein Gesicht ganz bleich. Das täte uns leid!“ sprach er mit einem ängstlichen Blick auf den Toten.

„Mußte ich nicht denken, daß es Feinde seien? Doch sag', was soll das alles?“

„Kennst du nicht die Sitten unseres Volkes? Als Zutertu, der kleine Häuptling, der uns gut war, von Karullu das Messer bekam, da waren unserer hundert. Um den weißen Bruder klagten mehr als achthundert.“

Überrascht trat Pater Werner hinaus. Da wimmelte es von Rothäuten, die in buntem kriegerischen Aufzuge, Äxte, Beile und Messer schwingend, immerfort so durcheinanderschrien und -heulten.

Sie verstummten, als der Missionar aus dem Kirchlein trat. Dann hörte er vereinzelte Rufe: „Es lebe der gute weiße Vater! Heil dem Manne, der uns liebhat!“

Die Rufe pflanzten sich fort und wur-

den zu einem gewaltigen Brausen, das an den alten Urwaldriesen widerhallte.

Tiefergriffen sah Pater Werner auf seine Kinder. Nicht alle gehörten zu seiner Herde. Manches Gesicht krönte die bunte Federhaube, das er auf der Mission noch nie gesehen hatte. Sollte der Heimgegangene sich noch im Tode neue Freunde erworben haben?

Mit einer Handbewegung gebot er Ruhe und lud alle für eine Viertelstunde ins Kirchlein. Die Rothäute aber schüttelten die schwarzen Köpfe. Wild sprachen und gestikulierten sie durcheinander. Kaum, daß er ein Wort verstand. Doch so viel wurde ihm klar, daß nun, da die Totenklage um den Ermordeten beendet sei, der zweite Akt, die Blutrache, an der Reihe wäre.

Vergeblich mühte er sich, die erregten Wilden zu beruhigen, ihnen von christlicher Vergebung und Feindesliebe zu predigen. Enttäuscht, ja drohend sah manches Auge zu ihm hinüber. Sicher war der weiße Mann Gottes gut, aber daß er die in Schutz nahm, die ihren großen Wohltäter getötet hatten, das war unerhört. Ihnen gehörte die Rache. Dieser so merkwürdig sanfte Mensch hatte kein Recht, sie ihnen zu nehmen.

Pater Werner sah, daß er die in ihrer Urwildheit zu wahrer Blutgier entbrannten Menschen unmöglich beruhigen könne. So nahm er seine Zuflucht zu einer List.

„Meine Freunde! Ich danke euch für eure Liebe. Gerne möchte ich noch länger in eurer Gesellschaft bleiben. Darum bitte ich euch, wenn ihr mich liebhabt, laßt mich an diesem Tage nicht allein, weil ich traurig bin. Ich möchte gerne ein Mahl mit euch halten. Ihr alle seid gute Schützen, ich bin gewiß, ehe es Mittag wird, sitzen wir unter diesem Baume beim Wildbret. Wenn unser Bruder in der Erde schläft, dann mögen wir weiter über Mutarut und Karullu beraten. An diesen beiden Tagen darf keiner durch Blutrache seine Ruhe stören. So will es der gute weiße Gott, der euch alle liebhat.“

Tiefes Schweigen. Dann Murren — Zustimmung — Widerspruch. Zuletzt gingen sie alle in die Büsche, um sich nach einer Beute umzusehen.

Pater Werner war wieder allein. Es war ihm sicher nicht um ein Gelage zu tun, aber es war der einzige Ausweg, ein großes Unglück zu verhüten. —

Am andern Morgen begrub er den toten Mitbruder unter neuem Weßflaggen der Christen in einem an das Kirchlein grenzenden kleinen Palmenhain, den sie zu diesem Zweck angelegt hatten. Hier, in tiefer Tropenstille, unter einem rohgefügtten Holzkreuz erwartet Rudolf Mehren, der einst so Ruhelose, in Frieden seinen Oftermorgen. —

Am Abend dieses Tages saß Vater Werner traurig in seiner Hütte. Die Einsamkeit, das Alleinsein legte sich in diesen Stunden wieder mit Allgewalt auf seine Seele, nun auch des Bruders sterbliche Hülle nicht mehr bei ihm war. Solange er ihm noch ins friedliche Antlitz hatte sehen können, war er noch nicht ganz allein gewesen.

Eine Versuchung wollte nach ihm greifen, unabwiesbare Sehnsucht, die Mission wenigstens für eine Zeit zu verlassen und den Trost der Ordensbrüder zu suchen. Auf alle Fälle würde er Nachricht an die Obern senden müssen. Vielleicht auch, daß sich Ersatz fände. Umsonst versuchte er die Geister der Trostlosigkeit zu bannen. Es wollte ihm nicht gelingen.

„Was willst du noch hier?“ raunte ihm der Versucher zu. „Was willst du gegen ungleich mächtigere Feinde? Der Dolch, der gestern deinen Bruder traf, wird morgen dich erreichen. Wenn dir dein Leben lieb ist, so geh! Geh noch in dieser Stunde!“

„Weiche von mir, Satan!“ In heftiger Abwehr sprang der Grübelnde auf. „Tausendmal lieber ist mir eine einzige Seele als mein eigenes Leben.“

Mit Aufbietung aller Willenskraft schüttelte er die Versuchung ab und ging zum Tabernakel. Dort kam überirdischer Trost in sein Herz. Wie hatte er nur traurig sein können? Solange ihm dieser nie versagende Freund blieb, konnte er nicht einsam sein.

Als der neue Tag durch das schmale Fenster grüßte, lächelte er einem ruhig schlummernden Anbeter ins friedliche Gesicht. Von seinem Ruß erwacht, sah der Schlafende verwundert um sich. Da war er doch wahrhaftig. — Nun, der Heiland würde ihm nicht zürnen. Ihm war, als hätte sein lächelnder Blick voll Liebe auf ihm geruht und mit der Körperruhe neuen Mut zum Apostelwerke in sein Herz gegossen.

Er stand auf und läutete das Glöcklein zum Angelus.

Da sah er Tureba auf die Mission zu kommen. Er schien sehr erregt. Sein Augewick dem forschenden Blick des Priesters aus.

„Was ist geschehen, Tureba? Gutes sicher nicht.“

„Sehr Gutes, Vater. Ich bin es aber nicht gewesen.“

„Ich verstehe dich nicht.“ Eine Ahnung stieg in Vater Werner auf. Er dachte an die Blutrache.

„Sag' selbst, Vater, ist's nicht gut, daß der Schreckliche nun bei den Teufeln ist? Er war ja selbst einer.“

Verstohlen sah der Rote den Vater von

der Seite an, um zu erforschen, ob er erzürnt oder befriedigt sei.

Vor dem strengen Blicke des Missionars aber senkte er den Kopf.

„Also doch! Und ich hatte es euch Christen doch verboten. Vielleicht hätte Karullu sich noch befehrt. Tureba, was wird der gute Heiland dazu sagen, der für seine Mörder betete, und der auch Karullus Seele liebt?“

„Ich habe es nicht getan. Balafu aber ist nicht getauft. Doch jetzt will er kommen, da nun das Scheusal beim Teufel ist. Er hat ihm gerne das Messer gegeben. In den grünen Sumpf warf er seinen verfluchten Leib, als er wie ein feiger Hund um Gnade winselte. Ja, Vater, Balafu macht alles ganz.“

Die Rache funkelte wild in des Neuchristen Augen. Sein ganzes Wesen war unbändige Freude, daß der verhaßte Peiniger endlich seinen Lohn hatte.

„Du bist mitschuldig an dem Morde, Tureba,“ sprach der Priester traurig. „So nun sehe ich, daß du noch ein halber Heide bist.“

Da war es mit der Freude der armen Rothhaut vorbei. Er hatte den weißen Vater betrübt. Das ertrug er nicht. Nach Art der Eingeborenen warf er sich lang auf die Erde zu des Priesters Füßen und schluchzte:

„Tureba nicht böse sein. Tureba hat den weißen Vater so lieb. Der Schreckliche hätte ihn auch getötet. Deshalb mußte er sterben.“

„Steh auf, mein Sohn. Es ist geschehen. Gott verzeihe es euch. Ihr wußtet nicht, was ihr tatet. Willst du mir einen Dienst erweisen, Tureba?“

„O Vater, du bist nicht mehr böse? Sag mir, was ich tun soll. Soll auch Mutkarut das Messer —?“

Er verstummte vor dem drohenden Blick des Missionars.

„Ich will dein letztes Wort nicht gehört haben,“ sprach er vertweisend. „Aber willst du mit Tokiba eine Reise für mich machen?“

„Dorthin, von wo wir zu euch gekommen sind.“

Mit offenem Munde starrte der Rote den Vater an. Dann begann das breite Gesicht vor stolzer Freude zu strahlen. Der Vater gab ihm einen Auftrag, hatte Vertrauen zu ihm, trotz der Blutrache!

„Wann sollen wir gehen? Heute?“

„Langsam, mein Sohn. So schnell geht das nicht. Ihr mögt euch bereiten und morgen, wenn die Sonne aufgeht, aufbrechen. Einen Brief sollt ihr überbringen an meine Brüder.“

Freudestrahlend machte Tureba feht und war mit ein paar Freudenspringen im Gebüsch verschwunden.

Am andern Tage standen die beiden Kuriere, Tureba und Sofiba, wieder an der Mission.

Sofiba war ein eifriger junger Bursche, kaum den Kinderschuhen entwachsen. Pater Werner liebte ihn. Er erinnerte ihn an den jungen Nathanael von Galiläa mit seinem kindlich arglosen Herzen. Bruder Rudolf hatte ihn zum Ministranten ausgebildet, Pater Werner hoffte, in ihm noch einmal einen tüchtigen Katecheten zu sehen, — vielleicht noch Höheres. —

„Johannes, mein Sohn, halte dich in allem an Friedrich, weil er der ältere ist,“ sprach er beim Abschied, beide segnend. Er nannte sie bei ihren Taufnamen, weil er sie zu Christen sandte.

„Und du, Friedrich, hab' acht auf den Knaben und kommt wohlbehalten zurück.“

Nach eingehenden Unterweisungen über Weg und Zeit der Reise entließ er sie. Wieder packte ihn das Heimweh nach den Brüdern. Aber er bezwang sich.

Pater Werner hatte all die schweren Tage seine Christen, die Kranken und Armen nicht besucht. Das holte er nun eilig nach. Aberall, wo er sich sehen ließ, begrüßte man ihn mit Freudenrufen. Auf einem Ackerstücke begegnete ihm Mikami, ein steinaltes, runzliges Weib, das früher eine verbissene Feindin der Missionare war, weil sie ihren Ruf als Zauberin und Wahrsagerin untergraben hatten. Seitdem aber Bruder Rudolf mit seinem „Himmelstasten,“ wie die Rothhäute den Arzneitoffer nannten, ihren Sohn dem Leben wiedergegeben hatte, war ihr Haß in eine fast göttliche Verehrung umgeschlagen. Die scheußlichen Fetischstragen, die ihre Hütte „schmückten,“ warf sie ins Feuer und kam, sanft wie ein Lamm, zur Station der „weißen Wundermänner.“

„Nun, Mikami, wie geht es dir und Lalabat deinem Sohne?“ redete Pater Werner die Alte freundlich an.

„Gut, weißer Vater! Lalabat ist gut wie eine Kuh, seit du ihm das Wasser gabst.“

„So? So?“ lächelte der Missionar. „So gut wie eine Kuh? Das freut mich.“

„Ja, Vater, früher war er wie ein Büffel, die im großen Busch die Kälber auf die Hörner spießen.“

„Ja, wenn man bei einer solchen Mutter hausen muß, wie diese braune Hege früher eine war —!“ dachte Pater Werner, sagte es aber nicht.

„Hörst du ihn stöhnen, den alten Teufel?“ flüsterte die Alte in wilder Schadenfreude — und wandte ihr runzliges Gesicht nach der Richtung hin, in der die beiden Tyrannen residierten.

„Wen meinst du?“

„Wen anders als Mufarut, den Götzentheufel! Er winzelt und stöhnt und wälzt sich wie eine Schlange auf seinem verfluchten Bauche, daß es eine Lust ist. Er hat das Fieber, sagen sie, aber Mikami weiß es besser. Die alte Hege hat ihm einen Trunk gebraut. Einen zweiten wird er nicht nötig haben. Umsonst hat sie es nicht getan. Balatu hat Geld —“

Flüsternd hatte sie das letzte gesprochen. Pater Werner war wie erstarrt. „Blutrache!“ ging es ihm durch den Sinn. Also auch den andern hatte die Nemesis erreicht? Und auch dieser sollte mit seiner blutbesudelten Seele ins Verderben fahren?

„Susanna,“ — er nannte die Alte mit Nachdruck bei ihrem Taufnamen — „du bist eine Christin und freust dich an der Qual eines Unglücklichen?“

„Er ist unser Feind. Er hat uns und unsere Kinder gequält. Er hat meinen Lalabat ausspeitschen lassen, als er zu dir ging, Vater. Er hat meinen armen Kuluba in den Sumpf geschickt, als er unsere süße Mirutu, die er uns geraubt, zurückholen wollte. Tausendmal hat er seine Strafe verdient. Fluch über ihn!“

„Du darfst nie wieder so sprechen, oder du bist noch eine böse Heidin,“ sprach der Missionar und wandte sich zum Gehen. Er konnte es in etwa begreifen, daß der Haß gegen die beiden Wüteriche so tief in den Herzen der Wilden saß, und daß er durch lange Belehrungen bei einzelnen nichts ausrichtete. Er nahm sich vor, bei der nächsten Gelegenheit in der Sonntagspredigt nachdrücklich auf die Feindesliebe hinzuweisen.

Gilg schritt er dem Dorfe zu, in dem der Götzenpriester seine Wohnung, etwas abseits von den andern Hütten, hatte. Es war ein aus Balken und Lehmwänden festgefügtes Haus, nach den örtlichen Verhältnissen stattlich zu nennen.

Als er näher kam, hörte er lautes Stöhnen und Schreien, von furchtbaren Flüchen unterbrochen. Auf der Schwelle saß ein altes unheimliches Weib. Das mochte die Hege sein, von der Mikami gesprochen, die ihrem Herrn den Gifttrunk gegeben hatte und nun wohl auf sein Ende wartete.

(Schluß folgt.)